

### 3. Biographie als theoretischer Zugang im Forschungsbereich Migration und Gesundheit

---

„The experience of suffering, it is often noted, is not effectively conveyed by statistics or graphs. The ‚texture‘ of dire affliction is perhaps best felt in the gritty details of biography“  
(Paul Farmer 1997: 262).

Um MigrantInnen im Kontext von Gesundheit und Krankheit adäquat erfassen und verstehen zu können, ist ein vertieftes Verständnis ihrer Biographie und Lebenswelten und der sozialen Rahmenbedingungen, in denen sie leben, notwendig. Erst dann sind Rückschlüsse auf gesundheitliche Belastungen möglich (Loncarevic 2007: 140). Migration ist vor allem eine biographische Erfahrung (Dausien 2000a: 9). Für Bettina Dausien liegt es deshalb nahe, Migration und Biographie im Zusammenhang zu untersuchen. Migrationsprozesse weisen einen biographischen Hintergrund auf, der nicht nur einen Einfluss auf die Migrationsentscheidung, sondern auch auf das Realisieren und Bearbeiten eines Lebens in und nach der Migration hat. Umgekehrt wirken sich Migrationserfahrungen auf Biographien aus und prägen biographische Perspektiven (Dausien 2000a: 9). Mit der Metapher des Weges oder der Reise betont Dausien den Zusammenhang zwischen Migration und Biographie:

„Die Bewegung im geographischen Raum ist verbunden mit einer Bewegung im sozialen und kulturellen Raum. Wege werden zurückgelegt, unterwegs wird die Welt, werden – unterschiedliche, andere, neue, fremde – Welten erfahren. Dieser Prozess der Erfahrung hat zugleich eine biographische Dimension, er ist ein Stück des Lebensweges, er strukturiert Lebenszeit, orientiert in Vergangenheit und Zukunft, gibt Anlass zur Produktion von Geschichten, zu Plänen und Erwartungen, und er ist begleitet von (neuen) Erfahrungen und Reflexionen des Selbst“ (Dausien 2000a: 12).

Lutz und Schwalgin (2006) weisen ebenfalls auf die grosse Bedeutung der Analyse von Biographien von MigrantInnen in der Migrationsforschung hin. Die Gründe, die Forschungsbereiche Migration und Biographie zu verknüpfen, liegen für die Sozialwissenschaftlerinnen darin, dass es mithilfe der Biographieanalyse möglich ist, die „komplexen Prozesse multipler Verortungen und Positionierungen“ zu untersuchen (Lutz und Schwalgin 2006: 101). In den lebensgeschichtlichen Erzählungen von MigrantInnen, so Spies (2010: 75), lassen sich dabei in besonderer Weise die vielfältigen globalen und lokalen Verflechtungen erkennen.

Der biographische Ansatz wird nicht nur in der Migrations-, sondern auch in der Geschlechterforschung angewandt. Lutz und Davis konstatieren, dass die Biographieforschung in die Geschlechterforschung Eingang gefunden habe, „weil mit ihrer Hilfe sowohl die geschlechtsspezifische subjektive Aneignung von Gesellschaft als auch die gesellschaftliche Konstitution vergeschlechtlichter Subjektivität erschlossen werden könne“ (Lutz und Davis 2009: 18). Indem Lutz und Davies das soziale Geschlecht (Gender) als Handlungskategorie und „doing gender“<sup>1</sup> als intersektionale Aktivität auffassen, können sie im Sinne des so genannten Intersektionalitätsansatzes auch andere sozial relevante Differenzierungslinien wie z.B. Ethnizität, Klasse, Nationalität usw. in ihre Analyse mit einbeziehen. Dies ermögliche „der Vielfalt der Identitäten in lebensgeschichtlichen Identitätskonstruktionen gerecht zu werden, sie zu reflektieren und sichtbar zu machen“, was gemäss den Autorinnen Aufgabe der Biographieforschung ist (Lutz und Davies 2009: 245).

Einen besonderen Stellenwert nimmt die Analyse von Lebensgeschichten auch im Kontext von Krankheit ein. Gabriele Rosenthal merkt an, dass biographische Forschung „gezielt den ständig fortschreitenden Prozess des Werdens bestimmter Phänomene – wie Krankheit und Gesundheit – untersucht und dabei eine Einbettung dieser Phänomene in die Gesamtbiographie in ihrer Wechselwirkung zwischen Individuum und Gesellschaft anstrebt“ (Rosenthal 2002b: 14).

Dausien (2000a: 15-16) verweist darauf, dass Migration, Biographie und Geschlecht je spezifische Perspektiven auf komplexe soziale Verhältnisse sind. Der Zusammenhang von Migration und Biographie, aus der Perspektive Geschlecht betrachtet, bewirkt demnach zunächst eine Vervielfältigung der Komplexität, da jedes Thema in sich bereits sehr heterogene theoretische und empirische Felder verbindet. Mit der Erweiterung um die Dimension Krankheit wird die Komplexität zusätzlich erhöht. Die Verknüpfung der vier Perspektiven Migration-Biographie-Geschlecht-Krankheit ermöglicht aber, um mit Dausien (2000a: 16) zu sprechen, auch eine Fokussierung des Blickes auf spezifische Fragestellungen, die durch die Verschränkung dieser Sichtweisen aus der Komplexität hervortreten.

Insofern erweisen sich im empirischen Teil der vorliegenden Forschungsarbeit die Methoden der Biographieforschung am geeignetsten, um individuell bedeutsame Erlebnisse wie eine Depression im Kontext der je besonderen Migrationserfahrung und Lebensgeschichte lateinamerikanischer Migrantinnen zu untersuchen. Die subjektive Dimension der Krankheitserfahrung im gesellschaftlichen Kontext von Migrantinnen soll sich durch eine biographietheoretische Vorgehensweise erschliessen.

Im nachfolgenden Kapitel wird ausführlich begründet, warum sich die soziologische Biographieforschung für das Beantworten meiner Forschungsfragen anbietet. Insbesondere soll aufgezeigt werden, dass die biographische Forschung eine Rekonstruktion von Prozessen ermöglicht. Darüber hinaus erlaubt sie eine weitgehende Offenheit für das Strukturieren der eigenen Erzählung durch die Biographinnen, und so kann rekonstruktiv die Bedeutung von Krankheits- und Gesundungsprozessen sowie von Entwicklungsprozessen im Gesamtzusammenhang der Lebensgeschichte erschlossen werden. Zunächst werde ich das Konzept Biographie als soziales Konstrukt vorstellen und die Geschichte der Biographieforschung skizzieren. Im Anschluss setze ich mich mit biographietheoretischen Vorannahmen auseinander. Danach präsentie-

1 Vgl. Kapitel 3.1.

re ich das Verhältnis von Erlebnissen, Erinnerungen und Erzählungen. Abschliessend gehe ich auf das Konzept der Prozessstrukturen des Lebensablaufs von Fritz Schütze ein, das ein zentrales Schlüsselkonzept darstellt, um die wechselseitigen Bedingungen von biographischen und sozialen Prozessen im Kontext von Migration und Gesundheit herauszuarbeiten.

### 3.1 Biographie als soziales Konstrukt

Seit den 1920er Jahren ist die Biographieforschung ein fester Bestandteil der soziologischen Forschung (Dausien et al. 2009: 8). VertreterInnen der Biographieforschung beziehen sich auf die soziologischen Theorietraditionen der verstehenden Soziologie, der phänomenologischen Wissenssoziologie, des symbolischen Interaktionismus bzw. Pragmatismus sowie auf Klassiker der Chicago School (Dausien et al. 2009: 10). Ihnen gemeinsam ist u.a. der Anspruch einer nicht-dualistischen Theoriebildung. So wird zum einen das Konzept der Biographie als soziales Konstrukt und das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft als dialektisch verstanden. Zum anderen wird der Analyse empirischer Erfahrungen ein hoher Stellenwert für die soziologische Theorieentwicklung beigemessen (Dausien et al. 2009: 10). Mittels erzählter Lebensgeschichten kann das Wechselverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft analysiert werden (Rosenthal 2001: 268).

Der Gegenstandsbereich der Biographieforschung wird durch das Wort „Biographie“ charakterisiert. Biographie ist ein Begriff, der sowohl in der Wissenschaft als auch in der Alltagssprache vorkommt. Er wird dabei häufig unreflektiert in seiner Bedeutung verwendet (Alheit und Dausien 2009: 297). Die Bezeichnung Biographie kommt aus dem Griechischen und setzt sich aus den Wörtern „bios“ (Leben) und „graphiein“ (beschreiben) zusammen. Zumeist wird Biographie als „Lebensbeschreibung“ bzw. als Darstellung oder Erzählung der Lebensgeschichte verstanden (Lutz et al. 2018: 3). Laut Dausien (2004: 314) macht der Begriff Biographie gleichzeitig auf eine „kulturelle Praxis des ‚Leben (Be-)Schreibens‘ und auf das beschriebene, gelebte Leben konkreter Individuen in spezifischen historisch-sozialen Kontexten“ aufmerksam. Die Reflexion dieser mehrdeutigen Referenz, so Dausien (2004: 314), kennzeichnet den wissenschaftlichen Begriff.

Die soziologische Biographieforschung ermöglicht es, die Wechselbeziehung zwischen individuellem Erleben und kollektiven „Rahmenbedingungen“ darzulegen (Rosenthal 2009: 61). Laut Fischer-Rosenthal und Rosenthal (1997a: 135) sind erzählte Lebensgeschichten<sup>2</sup> in der Soziologie Ausgangsmaterial zur Rekonstruktion bestimmter sozialer Milieus und des sozialen Handelns unter der Berücksichtigung der Eigendeutungen durch die Gesellschaftsmitglieder selbst. Erzählte Lebensgeschichten drücken die Verschränkung von Struktur und Handeln im zeitlichen Verlauf aus (Alheit und Dausien 2009: 307). Der Biographieforschung geht es also nicht um das

2 Gabriele Rosenthal verwendet für erzählte Lebensgeschichten den Begriff „biographische Selbstpräsentation“, der als übergeordneter Begriff verstanden wird, weil Lebensgeschichten nicht nur durch Erzählungen, sondern auch durch Beschreibungen, Argumentationen oder mittels Selbstzeugnissen der Vergangenheit, wie etwa Photographien oder Briefen, dargestellt werden können (Rosenthal 1995: 12-13).

blosse Nacherzählen der AkteurInnen-Perspektive. Vielmehr befasst sie sich mit den „Zusammenhängen zwischen gesellschaftlichen und individuellen Strukturbildungsprozessen beziehungsweise zwischen der Formation sozialer Lebenswelten und der Erfahrungsbildung von Individuen“ (Mäder 2010b: 66). Das Konzept Biographie wird hierbei „nicht als individuell-psychologische Kategorie, sondern als soziales Konstrukt“ verstanden (Dausien et al. 2009: 7). Es werden dabei nicht nur „Muster der individuellen Strukturierung und Verarbeitung von Erlebnissen in sozialen Kontexten“ in die Analyse einbezogen, sondern es wird immer auch „auf gesellschaftliche Regeln, Diskurse und soziale Bedingungen verw[iesen], die ihrerseits u.a. mit Hilfe biographischer Einzelfallanalysen strukturell beschrieben und re-konstruiert werden können. Individuelles und Gesellschaftliches wird in der Biographieforschung gleichermaßen in den Blick genommen“ (Dausien et al. 2009: 7-8). Die Lebensgeschichte eines Menschen ist also immer sowohl ein individuelles wie auch ein soziales Produkt (Rosenthal 2009: 61).

Rosenthal sieht die Biographie als „soziales Gebilde, das sowohl soziale Wirklichkeit als auch Erfahrungs- und Erlebniswelten der Subjekte konstituiert und das in dem dialektischen Verhältnis von lebensgeschichtlichen Erlebnissen und Erfahrungen und gesellschaftlich angebotenen Mustern sich ständig neu affirmiert und transformiert“ (Rosenthal 1995: 12). Bogner und Rosenthal halten zusammenfassend fest:

„Biographie‘ wird also nicht als etwas rein Individuelles oder bloss ‚Subjektives‘, sondern als ein soziales Konstrukt verstanden, das auf kollektive Diskurse und gesellschaftliche Rahmenbedingungen verweist und sowohl in seiner Entwicklung als auch im deutenden Rückblick immer beides zugleich ist: ein individuelles und ein kollektives Produkt“ (Bogner und Rosenthal 2017: 45).

Alheit und Dausien (2009: 297) gehen davon, dass Menschen eine Biographie nicht einfach „haben“, sondern Biographie eine aktive Herstellungsleistung ist.<sup>3</sup> Damit ist gemeint, dass Biographie ein Produkt sozialer Konstruktionsprozesse ist (Dausien und Kelle 2009: 207). Biographie als soziale Konstruktion zu betrachten, ermöglicht, die „unangemessene und unbeantwortbare [...] Frage, wie ein Leben ‚wirklich‘ war“, zu vermeiden (Dausien 1994: 145). In der biographischen Analyse der Lebensgeschichten geht es deshalb nicht um die „objektive ‚Wahrheit‘, sondern um die ‚Konstruktionsprinzipien‘ des Dargestellten, die Aufschluss über die subjektive Welt- und Selbstsicht, die Handlungsorientierung und die (objektiven) Handlungsbedingungen der Interviewpartnerinnen geben“ (Dausien 1994: 145-146).

Um die Konstruktion von Biographien zu erklären, rekurriert Dausien auf Bourdieus Begriffe des „opus operatum“ und des „modus operandi“ (vgl. Bourdieu 1979). Zum einen wird Biographie als Konstruktion im Sinne eines „opus operatum“, als ein vom konkreten Handeln abgehobenes und objektiviertes Produkt, das in Anlehnung an Berger und Luckmann (vgl. 1969), Institution geworden ist, verstanden (Dausien 2000b: 101). Nach Dausien geht es hier um geronnene soziale Konstruktionsprozesse, in Form von Gesetzesvorschriften, bildhaften und sprachlichen Symbolen, Personalakten, Lebensläufen u.a., mit denen sich Mitglieder der modernen westlichen Gesell-

3 Bettina Dausien macht darauf aufmerksam, dass „so wenig wir unser Geschlecht ‚von Natur aus haben‘, so wenig ‚haben‘ wir eine Biographie“ (2000b: 100).

schaften auseinandersetzen müssen. Zum anderen verweist Dausien (2000b: 102) mit der Biographie als „modus operandi“ auf den Prozess des Konstruierens. Die Sozialwissenschaftlerin geht davon aus, dass Individuen ihre Lebensgeschichten selber konstruieren und dadurch Erfahrungen reflexiv verarbeiten. Die biographische Erfahrungsaufschichtung der Akteure meint dabei:

„keine passive Speicherung oder Ablagerung von Engrammen erlebter Situationen ‚im Individuum‘, sondern einen aktiven Prozess der Verarbeitung, in dem Vergangenes und Zukünftiges, Erfahrungen und Erwartungen, Retrospektion und Prospektion ineinandergreifen. Lebensgeschichten werden in einem bestimmten Rahmen und von einem je besonderen biographischen Standpunkt aus (Zeitpunkt und Perspektive) immer wieder neu ausgelegt und entworfen. In diesem Prozess, der auch als biographische Arbeit bezeichnet werden kann, stellen Subjekte beiläufig oder ausdrücklich Kontinuität und Kohärenz her, die in dem Grundgefühl zum Ausdruck kommen, durch alle Veränderungen hindurch – u.U. gerade in dramatischen Krisen und Umbrüchen – noch ‚dieselbe‘ oder ‚derselbe‘ zu sein (was in Grenzfällen auch misslingen kann). Damit ist keine starre Identität gemeint im Sinne eines klar umgrenzten Selbst [...] ‚Man ist kein ‚Sojemand‘ ein für allemal, sondern man präsentiert sich als jemand, der sich ‚entwickelt hat‘ oder ‚verändert hat‘ (Fischer-Rosenthal 1995, zit.n. Dausien 2000b: 103). Lebensgeschichten werden erzählt, umgeschrieben und wieder neu erzählt“ (Dausien 2000b: 102-103).

Es geht also darum, „wie die biographischen Erfahrungen gedeutet und im Laufe der Zeit reinterpretiert werden, [...] ebenso wie die Art und Weise ihrer Präsentation sozial konstituiert“ ist (Rosenthal 1995: 100).

Ist eine erzählte Lebensgeschichte also nur eine „Erfindung“, wie es von Max Frisch (1968) formuliert wurde (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997b: 411)?<sup>4</sup> Martin Osterland (1983) und Pierre Bourdieu (1986) werfen genau dies der Biographieforschung vor. So bezeichnet etwa Osterland die Biographie als „retrospektive Illusion“ (Osterland 1983) und Bourdieu spricht von „biographischer Illusion“ (Bourdieu 1990a). Bourdieu stellt in seinem viel diskutierten Artikel „Die biographische Illusion“ (1986) eine Biographie als „Konstruktion des perfekten sozialen Artefaktes“ (Bourdieu 1990a: 80) dar, das die Illusion einer biographischen Einheit erzeuge.<sup>5</sup> Laut Fischer-Rosenthal und Rosenthal (1997b: 411) unterstellt Bourdieu – in völliger Unkenntnis soziologischer Biographieforschung – BiographieforscherInnen Komplizenschaft beim Versuch, biographische Ereignisse zu rekonstruieren. Bourdieu ignoriert mit seinem Vorwurf die Leistung der Biographieforschung, die die sozialen Prozesse der Konstruktionsbil-

4 So heisst es bei Max Frisch: „Jeder Mensch erfindet sich eine Geschichte, die er dann unter gewaltigen Opfern für sein Leben hält“ (Frisch 1968: 9).

5 Pierre Bourdieu kritisiert die Auffassung der Biographie als Lebensgeschichte und erhebt den Vorwurf: „dass die autobiographische Erzählung sich immer, mindestens teilweise, von dem Ziel anregen lässt, Sinn zu machen, zu begründen, eine gleichzeitig retrospektive und prospektive Logik zu entwickeln, Konsistenz und Konstanz darzustellen, indem sie einsehbare Beziehungen wie die der Folgewirkung von einem verursachenden oder letzten Grund zwischen aufeinanderfolgenden Zuständen herstellt, die so zu Etappen einer notwendigen Entwicklung gemacht werden“ (Bourdieu 1990a: 76).

dung rekonstruiert. Gegen die Kritiker der Biographieforschung wenden Fischer-Rosenthal und Rosenthal ein, dass

„sowohl die ‚Ereignis-Sucher‘, wie auch die ‚Deutungsmuster-Sucher‘ verfehlen – wenn auch von entgegengesetzten Positionen – die Wechselwirkung von Vergangenenem, Gegenwärtigem und Zukünftigem. Es wird nicht gesehen, dass sich sowohl das Vergangene aus der Gegenwart und der antizipierten Zukunft konstituiert als auch die Gegenwart aus dem Vergangenen und dem Zukünftigen“ (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997b: 411).

Dausien und Kelle entwickelten die These, dass die Sinnkonstruktion von Biographie im Sinne eines „doing biography“<sup>6</sup> erzeugt wird und so in ihrer Logik den je aktuell verhandelten Interaktionsproblemen verhaftet bleibt (Dausien et al. 2009: 17). Daher fordert die These des interaktiven „doing biography“ dazu auf, „die Analyse biographischer Konstruktionsprozesse systematisch in ihrer *sozialen Dimension* auszubuchstabieren und dabei interaktive Kontexte ebenso einzubeziehen wie längerfristige Prozesse der sozialen ‚Ko-Konstruktion‘ und Vernetzung von Lebensgeschichten“ (Dausien und Kelle 2009: 206, Hervorhebung im Original). Der Begriff „doing biography“ kann zudem als Kritik an Vorstellungen verstanden werden, „die Biographie in erster Linie als Repräsentation einer individuellen Erfahrungsgeschichte oder gar einer ‚inneren Wahrheit‘ begreifen“ (Dausien und Kelle 2009: 200).

Von zentraler Bedeutung für die Konstitution einer Lebensgeschichte ist der Begriff Erfahrung. Erika Hoerning (2000: 6) versteht die biographischen Erfahrungen und das darauf bauende biographische Wissen als Handlungsressourcen:

„Lebenserfahrungen prägen eine Biographie ebenso wie soziale Herkunft, Schulbildung, Geschlecht, Hautfarbe und nationale Herkunft. Lebenserfahrungen werden im Laufe einer Lebensgeschichte erworben, sie lagern sich als biographisches Wissen ab. Biographisches Wissen ist Kapital, welches für die aktuellen und zukünftigen Konstruktionen der Biographie verwertet wird (Hoerning 1989). Biographische Erfahrungen und das daraus entstandene biographische Wissen sind nach dieser Vorstellung also nicht nur die Ablagerung des Erfahrenen, sondern die fortlaufende Überarbeitung des Erfahrenen [...]“ (Hoerning 2000: 4).

---

6 Bettina Dausien fasst Biographie analog zu Geschlecht als soziales Konstrukt auf. Dabei nimmt sie eine begriffliche Parallelisierung von „doing gender“ und „doing biography“ vor, um auf methodische und theoretische Verknüpfungsmöglichkeiten zu verweisen (Dausien 2000: 105). In der Geschlechterforschung zielt das Konzept des „doing gender“ darauf ab, „Geschlecht bzw. Geschlechtszugehörigkeit nicht als Eigenschaft oder Merkmal von Individuen zu betrachten, sondern jene sozialen Prozesse in den Blick zu nehmen, in denen ‚Geschlecht‘ als sozial folgenreiche Unterscheidung hervorgebracht und reproduziert wird“ (Gildemeister 2008: 167). Nach Dausien geht es bei der Analyse von „doing gender“ um die „intersubjektive Vernetzung, Koordination und *Synchronisation* von Handlungsmustern“, während die Funktion des „doing biography“ in der „*diachronen* Organisation von zeitlich weitgespannten Handlungs- und Erfahrungsverläufen“ besteht (Dausien 2000: 107, Hervorhebung im Original).

Peter Alheit führte den Begriff „Biographizität“<sup>7</sup> (1990) im Kontext von „Lernpotential“ ein. Wie Alheit und Dausien (2000: 277) anmerken, verfügen Lebensgeschichten über ein Potential, das sie Biographizität nennen. Alheit versteht unter dem Konzept der Biographizität als Schlüsselqualifikation „die Fähigkeit, moderne Wissensbestände an biographische Sinnressourcen anzuschliessen und sich mit diesem Wissen neu zu assoziieren“ (Alheit 1995: 292). Er präzisiert im Rahmen bildungstheoretischer Überlegungen Biographizität als relevante biographische Ressource im gesellschaftlichen Prozess und betont, dass das „biographische Hintergrundwissen, [...] uns prinzipiell in die Lage versetzt, den sozialen Raum, in dem wir uns bewegen, auszufüllen und auszuschöpfen“ (Alheit 1995: 298). Alheit geht davon aus, dass Menschen ihr Leben in den Kontexten, in denen sie es verbringen (müssen), immer wieder neu auslegen können und diese Kontexte als ihrerseits „bildbar und gestaltbar“ erfahren (Alheit 1995: 300). Alheit und Dausien verweisen mittels des Konzeptes der Biographizität auf „die prinzipielle Fähigkeit, Anstöße von aussen auf eigensinnige Weise zur Selbstentfaltung zu nutzen, also (in einem ganz und gar ‚unpädagogischen‘ Sinn) zu *lernen*“ (Alheit und Dausien 2000: 277, Hervorhebung im Original). „Biographische Konstruktionen vermitteln uns Sozialität in einer dem Individuum zuhandenen Gestaltbarkeit“ (Alheit und Dausien 2000: 277). In dem, was Alheit und Dausien die „Biographizität des Sozialen“ nennen, kommen sie einem systemtheoretischen Verständnis von „Selbstreferentialität“ näher: „Das bedeutet, dass wir Soziales tatsächlich nur selbstreferentiell ‚haben‘ können – dadurch dass wir uns auf uns selbst und unsere Lebensgeschichte beziehen“ (Alheit und Dausien 2000: 277). Dausien und Alheit halten in diesem Zusammenhang fest:

„Die Fähigkeit, Denken und Handeln, die ‚Konstruktion‘ von Wirklichkeit aus dem aufgeschichteten und sich verändernden biographischen Wissen zu generieren, bezeichnen wir als Biographizität, als eine historisch und kulturell gewachsene Fähigkeit moderner Individuen, ihre höchst individuellen Erfahrungsschemata mit neuen sozialen Erfahrungen zu verknüpfen. Der Prozess der Aufschichtung und Umgestaltung biographischen Wissens in der Zeitachse eines individuellen Lebens kann als lebensgeschichtliches Lernen beschrieben werden“ (Dausien und Alheit 2005: 29).

### 3.2 Zur Geschichte der Biographieforschung

Unter biographischer Forschung werden alle Forschungsansätze und -wege in den Sozialwissenschaften verstanden, die als Datengrundlage Lebensgeschichten haben, d.h. Darstellungen der Lebensführung und der Lebenserfahrung aus der Perspektive der jeweiligen Subjekte (Fuchs-Heinritz 2009: 9). Als Beginn der soziologischen Biographieforschung gilt die Migrationsstudie „The Polish Peasant in Europe and America“ von William Isaac Thomas und Florian Znaniecki (1918-1920/1958) an der Universität von Chicago, die ab 1918 bis 1920 in fünf Bänden erschien (Fuchs-Heinritz

7 Martin Kohli (1988) führte den Begriff der Biographizität in die Sozialwissenschaften ein, der anschliessend von Peter Alheit und Bettina Dausien massgeblich ausformuliert wurde (vgl. Alheit 1990; 1995; Alheit und Dausien 2000). Kohli versteht Biographizität als „Code von personaler Entwicklung und Emergenz“ (Kohli 1988: 37).

2009: 88; Rosenthal 2011: 175). In der berühmten Studie, die den Migrationsprozess polnischer Landarbeiter in die amerikanische Grossstadt Chicago Anfang des 20. Jahrhunderts dokumentiert, wurde Biographieforschung als eine innovative sozialwissenschaftliche Methode entwickelt (Apitzsch 2006: 500; Dausien 2000a: 14). Neben Dokumentenanalysen zum Migrationsprozess spielt die aufgeschriebene Biographie eines polnischen Migranten, die Thomas und Znaniecki selber in Auftrag gegeben haben, eine zentrale Rolle für die Entwicklung von Theorie und Methoden soziologischer Forschung. Mit dieser Studie steht das Thema Migration am Beginn soziologischer Biographieforschung (Dausien 2000a: 14-15). Die Biographieforschung entwickelte sich seit den Anfängen ihrer wissenschaftlichen Etablierung in den 1920er Jahren im internationalen Austausch, was auch auf die damalige politische Situation in Europa zurückzuführen ist. Die Autorinnen Dausien et al. (2009: 8) verweisen darauf, dass wichtige Bezugstheoretiker wie William I. Thomas, Florian Znaniecki oder Alfred Schütz ihrem Studium in mehreren akademischen und nationalen Kontexten nachgegangen waren und, gezwungen oder freiwillig, mehrfach ihren Lebensort gewechselt hatten. In ihrem jeweiligen wissenschaftlichen Umfeld trugen sie zur Entwicklung der Theorie bei, so wie sie auch von der jeweiligen Umgebung beeinflusst wurden. Die Chicago School gilt laut Dausien et al. (2009: 8) bis heute als ein frühes Beispiel multinationaler Zusammenarbeit. Inspiriert durch Thomas' und Znanieckis Studie blühte in den 1920er Jahren am soziologischen Departement der Universität Chicago dank der Initiative von Ernest W. Burgess und Robert E. Park die biographische Methode auf (Rosenthal 2011: 175). Erst als in der Soziologie ab den 1970er Jahren eine Rückbesinnung auf die Arbeiten der Chicago School einsetzte, wurde die interpretative Biographieforschung sowohl in der deutschsprachigen als auch in der internationalen Soziologie wiederentdeckt (Rosenthal 2011: 175).<sup>8</sup> So ist bereits von einem „biographical turn“ innerhalb der Sozialwissenschaften die Rede (vgl. Chamberlayne et al. 2000). Die Wiederentdeckung der Biographieforschung in den Sozial- und Erziehungswissenschaften der 1970er Jahre hängt laut Alheit und Dausien (2009: 296) mit kritischen Gegenbewegungen zu den herrschenden Positionen in Wissenschaft und Gesellschaft zusammen. Darüber hinaus gewann die soziologische Biographieforschung zunehmend an Bedeutung, weil sie danach fragt, „wie Individuen angesichts eines forcierten und immer schwerer überschaubaren sozialen Wandels historische und institutionelle Umbrüche verarbeiten und wie sie historische Prozesse aktiv mitgestalten“ (Dausien et al. 2009: 7). Biographien erlebten nicht nur als wertvolles Forschungsmaterial eine Renaissance, sondern es wurden, insbesondere in den Sozial- und Erziehungswissenschaften, unterschiedliche Herangehensweisen entwickelt, um Biographien als Erzählungen über das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft sowohl theoretisch als auch methodisch fassen zu können (Dausien et al. 2009: 8). Von grosser Bedeutung war der Beitrag des Soziologen Fritz Schütze, der in den 1970er Jahren das narrative Interview als Datenerhebungsmethode entwickelte. Das biographisch-narrative Interview gilt als das zentrale Instrument der Biographieforschung (vgl. Kapitel 4.10). Seitdem dienen erzählte Lebensgeschichten in der Soziologie als „Ausgangsmaterial zur Rekonstruktion bestimmter sozialer Milieus und sozialen Handelns in seiner Entstehungsgeschichte und unter Berücksichtigung der

8 Der erste Sammelband zur Biographieforschung wurde 1978 von Martin Kohli herausgegeben (Rosenthal 2011: 175).

Eigendeutungen durch die Gesellschaftsmitglieder selbst“ (Fischer-Rosenthal und Rosenthal (1997b: 409). Alheit und Dausien (2009) halten fest, dass es seit Mitte der 1980er Jahre nicht mehr darum geht, wie Biographien in unterschiedlichen Gruppen und Kontexten verlaufen, sondern darum, wie Menschen in unterschiedlichen kulturellen Kontexten und sozialen Situationen eine Biographie herstellen und welche Bedingungen, Regeln und Konstruktionsmuster dabei von Bedeutung sein können (Alheit und Dausien 2009: 298). Im Feld soziologischer Biographieforschung wurde Biographie als theoretisches und gesellschaftliches Konstrukt breit diskutiert (Dausien 1995: 135). Alheit und Dausien schreiben hierzu:

„Biographie wird als soziale Konstruktion, als individuelle und kollektive ‚Leistung‘, als ‚biographische Arbeit‘ begriffen, die auf bestimmte gesellschaftliche Problemlagen antwortet, sich bestimmter kultureller Muster bedient und für bestimmte Akteuren bzw. Gruppen von Akteuren je unterschiedliche Bedeutung haben kann“ (Alheit und Dausien 2009: 298-299).

Die Autoren beschreiben Biographie in ihrem doppelten Charakter: „Biographien als sozial *konstruierte* Konstruktionen, die durch ihre Positionierung im sozialen Raum geprägt werden, und Biographien als *konstruierende* Prinzipien, als Modi der Konstruktion von sozialer Wirklichkeit“ (Alheit und Dausien 2009: 309, Hervorhebung im Original). Dabei stand die Erkenntnis im Vordergrund, dass Biographie – als gesellschaftliches Regulationsinstrument und als Konstruktionsmuster subjektiver Selbstdarstellung und Selbstvergewisserung – an die Herausbildung der modernen Gesellschaft verknüpft ist und sich in diesem Prozess verändert (Dausien 1994: 135). Lutz et al. (2018: 3) verweisen darauf, die Biographieforschung distanzieren sich seit jeher von der Unterstellung, dass es sich bei der biographischen Erzählung um eine rein individuelle Sicht und Erfahrung handle und die Analyse von einzelnen Lebensgeschichten nicht zu generalisierbaren Aussagen führen könne. Dagegen setzen Alheit und Dausien die Einsicht, dass Biographien sehr eng mit gesellschaftlichen Strukturen und Prozessen verbunden sind, auf die in Erzählungen Bezug genommen wird und die in der Analyse rekonstruiert werden können (Alheit und Dausien 2009: 307).

Die Biographieforschung, die mit niedergeschriebenen oder in Interviews erzählten Lebensgeschichten arbeitet, hat sich nicht nur in der Soziologie, sondern auch in weiteren wissenschaftlichen Disziplinen, wie etwa der Psychologie und den Erziehungswissenschaften, etabliert. Ansätze der Biographieforschung werden auch in anderen Disziplinen genutzt wie beispielweise in der Geschichtswissenschaft, besonders der Oral History, in der Ethnologie, in der Volkskunde, in Medizin und Gesundheitswissenschaften, in der Literaturwissenschaft, in der Religionswissenschaft, in der Sozialen Arbeit, der Geschlechter- und Migrationsforschung und in etlichen anderen wissenschaftlichen Feldern (Dausien et al. 2009: 7; Fuchs-Heinritz 2009: 11). Das Ausgangsmaterial der biographischen Methode sind zum einen persönliche Dokumente (z.B. Briefe, Aufsätze, Tagebücher, Autobiographien) der BiographInnen, zum anderen handelt es sich um biographische Daten, die durch Forschungsinstrumente (z.B. narrative Interviews, Gruppendiskussionen, teilnehmende Beobachtung) erst produziert werden (Krüger und Marotzki 2006: 8).

### 3.3 Biographietheoretische Vorannahmen

Grundlagentheoretische Überlegungen bilden den Ausgangspunkt der soziologischen Biographieforschung, die auf Annahmen der interpretativen Sozialforschung beruhen. Es wird davon ausgegangen, „dass bei sozialwissenschaftlichen oder historischen Fragestellungen, die sich auf soziale Phänomene beziehen, die an die Erfahrung von Menschen gebunden sind und für diese eine biographische Bedeutung haben, die Bedeutung dieser Phänomene im Gesamtzusammenhang ihrer Lebensgeschichte“ zu interpretieren ist (Rosenthal 2011: 177). Diese grundlagentheoretischen Annahmen sind laut Rosenthal im Einzelnen:

1. „Um soziale oder psychische Phänomene verstehen und erklären<sup>9</sup> zu können, müssen wir ihre *Genese* – den Prozess ihrer Entstehung, Aufrechterhaltung und Veränderung – rekonstruieren.
2. Um das Handeln von Menschen verstehen und erklären zu können, ist es notwendig, sowohl die Perspektive der Handelnden als auch die *Handlungsabläufe* selbst kennenzulernen. Wir wollen erfahren, was sie konkret erlebt haben, welche Bedeutung sie ihren Handlungen damals gaben und heute zuweisen und in welchen biographisch konstituierten Sinnzusammenhang sie ihre Erlebnisse stellen.
3. Um die Aussagen eines Interviewten/Biographen über bestimmte Themenbereiche und Erlebnisse in seiner Vergangenheit verstehen und erklären zu können, ist es notwendig, sie eingebettet in den *Gesamtzusammenhang seines gegenwärtigen Lebens* und in seine daraus resultierende Gegenwarts- und Zukunftsperspektive zu interpretieren“ (Rosenthal 2011: 178, Hervorhebung im Original).

Rosenthal schlussfolgert, dass Einblicke in die gesamte Lebensgeschichte der interviewten Person notwendig sind, um ein gegenwärtiges oder vergangenes Phänomen wie etwa das Leiden an einer Krankheit oder den Alltag von MigrantInnen verstehen und erklären zu können. Es wird danach gefragt, welche Erfahrungen den interessierenden Phänomenen in welcher Reihenfolge vorausgingen und welche diesen folgten. Dabei geht es darum, das Krankheitserleben im Prozess des Werdens zu rekonstruieren. Wird die Genese eines Phänomens rekonstruiert, dann steht nicht nur die Interpretation des gegenwärtigen Erlebens einer Krankheit bis in die Gegenwart des Erzählens im Vordergrund, sondern auch beispielsweise die Frage nach dem Erleben einer Diagnose oder der Migration in der Vergangenheit. Die Erzählungen über die Diagnose oder die Migration entstehen ebenso wie der Erinnerungsprozess aus der Gegenwart des Sprechens in einer konkreten Interaktionssituation. Diese Gegenwart wiederum wurde hervorgebracht sowohl durch die Vergangenheit während der Diagnosestellung oder Migration als auch durch die biographischen Prozesse und Erfahrungen in der Zeit davor und danach. Darüber hinaus lassen sich anhand biographischer Fallrekonstruktionen zentrale Wendepunkte aufzeigen, sogenannte Inter-

---

9 Verstehen und Erklären werden hier im Sinne Max Webers gedeutet. Dabei geht es darum, „zunächst den subjektiv gemeinten Sinn des Handelnden [...] zu verstehen und dadurch sein Handeln und die Folgen seines Handelns in der Interdependenz mit dem Handeln Anderer zu erklären“ (Rosenthal 2011: 178).

pretationspunkte, die zur Reinterpretation der Vergangenheit und Gegenwart, aber auch der Zukunft führten (Rosenthal 2011: 178).

Für die vorliegende Arbeit sind Rosenthals grundlagentheoretische Annahmen leitend, um Krankheits- und Migrationserfahrungen in ihrer lebensgeschichtlichen Genese und ihren Konstruktionen aus der Gegenwart der erzählenden, lateinamerikanischen Frauen heraus analysieren zu können. Daher nahm ich in Anlehnung an Rosenthal (2011: 179) zunächst bei der Erhebung und bei der Auswertung erzählter Lebensgeschichten keine Einschränkungen auf Teilaspekte oder einzelne Phasen der Biographie vor. Die Analyse einzelner Lebensbereiche oder einzelner Lebensphasen – wie das Krankheitserleben und der Prozess der Migration – erfolgte erst dann, wenn die Struktur bzw. Gestalt der gesamten Lebensgeschichte und der gesamten Lebenserzählung erfasst worden war.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Genese rekonstruiert werden muss, um gesellschaftliche und psychische Phänomene verstehen zu können. Um Handeln verstehen zu können, müssen die Perspektiven der Handelnden und die Handlungsabläufe analysiert werden. Um Aussagen über Vergangenes oder verschiedene Themenbereiche aus der Vergangenheit verstehen zu können, müssen sie im Gesamtzusammenhang des gegenwärtigen Lebens und einer damit verknüpften Gegenwarts- und Zukunftsperspektive interpretiert werden (Rosenthal 2011: 178).

### 3.4 Erleben - Erinnern - Erzählen

Gabriele Rosenthal orientiert sich in ihren grundlagentheoretischen Annahmen an den Prämissen der Phänomenologie von Edmund Husserl und Alfred Schütz sowie an der phänomenologischen Interpretation der Gestalttheorie von Aron Gurwitsch (vgl. Rosenthal 1995, 2011). Mithilfe gestalttheoretischer Überlegungen entwickelte Rosenthal die Konstitution von Biographien weiter (Breckner 2009: 134). Rosenthal geht von einer jeweils wechselseitigen Konstitution von Ereignissen und Erlebnissen, von Erlebnissen und Erinnerungen sowie von Erinnerungen und Erzählungen aus (Rosenthal 1995: 21). Dausien und Kelle (2009: 207) verweisen darauf, dass Erfahrung und Erzählung biographietheoretische Schlüsselkonzepte sind. In den Erfahrungen und biographischen Erzählungen wird ein Zusammenhang von Handeln/Interaktion („doing biography“), Erleben und Reflektieren hergestellt, der nur über Einbeziehung der Binnenperspektive der Handelnden und ihrer narrativen Präsentation bzw. Kommunikation zugänglich wird. Wie bereits oben erwähnt geht es bei Lebensgeschichten nicht um die objektive Wahrheit, sondern um die sozial konstruierte Darstellung derselben. Dausien hält hierzu fest: „Eine Lebensgeschichte, die von einem konkreten Subjekt in einer konkreten biographischen und sozialen Situation ‚konstruiert‘ wird, ist keineswegs ‚frei erfunden‘, sondern bezieht sich auf ein gelebtes und erlebtes Leben und hat für das Subjekt eine Gültigkeit, die in hohem Masse handlungsorientierend ist (vgl. Schütze 1984)“ (Dausien 1994: 145). Rosenthal merkt an, dass keine „objektive Welt“ existiert, die unabhängig von den Erfahrungen und Deutungen der Subjekte besteht (Rosenthal 1995: 16). Vielmehr ist die Konzeption der Biographie – wie bereits erwähnt – als soziales Gebilde zu verstehen. In einer biographischen Selbstpräsentation lässt sich sowohl ein Zugang zum lebensgeschichtlichen Prozess der Internalisierung der sozialen Welt im Laufe der Sozialisation finden als auch zu biographischen Erfah-

rungen und Erfahrungsmustern, die in einem Wissensvorrat eingeordnet zur Orientierung innerhalb der Sozialwelt dienen (Rosenthal 1995: 12-13). Diese Konstitutionsprozesse hinterlassen Spuren und können auf der Basis von Texten zurückverfolgt werden (Breckner 2009: 134-135).

Die Voraussetzung für autobiographisches Erzählen ist, dass BiographInnen sich an vergangene Ereignisse oder Erfahrungen erinnern und das Erinnern in Worte kleiden können, die den Geschehensablauf nachbilden (Lucius-Hoene und Deppermann 2004: 29). Erinnern basiert nach Husserl (1976) auf einem Vorgang der Reproduktion und ist kein Abrufen ehemals gespeicherter Vorgänge und Erlebnisse (Rosenthal 1995: 70). Da wir über eine Fülle von selbstbezogenen Erinnerungen verfügen, die wesentlich für unser Selbst-, Identitäts-, und Kontinuitätsgefühl sind, aber auch wichtige Funktionen für unsere Emotionen, Ziele und Motive haben, findet bei jedem Erinnerungsprozess eine Selektion statt (Lucius-Hoene und Deppermann 2004: 30). Auf der Grundlage empirischer Forschung zum autobiographischen Gedächtnis wird angenommen, dass „Erinnerung [...] sich als selektiver, konstruktiver und aktiver Prozess des Zugriffs auf Information zu einem Geschehen [vollzieht], die bereits selektiv kodiert, partiell vergessen und vielfältig transformiert wurde“ (Lucius-Hoene und Deppermann 2004: 30). Gedächtnisleistungen sind Prozessen wie kognitiven Verzerrungen und Elaborationen zur Einordnung in bekannte Schemata, emotionalen Bedürfnissen und Zwängen, motivationalen Faktoren und Zielen ausgesetzt, die im Verlauf des Lebens wie auch im Moment des Erzählens relevant sind (ebd.: 30). Gemäss Lucius-Hoene und Deppermann verdeutlichen kognitive wie psychoanalytische Gedächtnistheorien:

„wie z.B. peinliche, ängstigende und kränkende oder unverständliche und nicht einzuordnende Erfahrungen verdrängt oder vergessen, transformiert oder uminterpretiert werden können und uns unsere entsprechenden Erinnerungen dennoch als sicheres Wissen um wahrhaft Erlebtes erscheinen können“ (ebd.: 30).

Lucius-Hoene und Deppermanns Ausführungen zeigen deutlich die konstruktive Leistung im Prozess des Erinnerns von vergangenen Erlebnissen auf.

Gabriele Rosenthal fasst die wechselseitige Beziehung von Erlebnissen, Erinnerungen und Erzählungen innerhalb der Konstitution von Lebensgeschichten auf drei Ebenen zusammen (Rosenthal 1995: 21):

Auf der Ebene von Ereignissen und Erlebnissen wird davon ausgegangen, dass:

1. „Die Ereignisse nicht wahrnehmbar sind, wie sie sind, sondern nur im Wie ihrer Darbietung.
2. Nicht nur der Wahrnehmungsakt die Organisation des sich Darbietenden produziert, sondern auch das sich der Wahrnehmung Darbietende gibt eine Strukturiertheit vor.
3. Das sich Ereignende und das Erleben konstituieren sich wechselseitig.

Auf der Ebene von Erinnerung und Erzählung:

4. Die Erlebnisse können sich dem Biographen in der Gegenwart der Erzählung nicht darbieten, wie sie erlebt wurden, sondern nur im Wie ihrer Darbietung, d.h. nur

im Wechselverhältnis zwischen dem sich in der Gegenwart der Erzählung Darbietenden und dem Intendierten.

5. Nicht nur die Erzählung produziert das Geordnetsein der Geschichte, sondern auch das aus dem Gedächtnis vorstellig werdende Erinnerungsnoema gibt bereits eine Strukturiertheit vor.

Auf der Ebene von erlebter und erzählter Lebensgeschichte:

6. Nicht nur die Präsentation der Lebensgeschichte produziert das Geordnetsein, sondern auch die erlebte Lebensgeschichte gibt eine Strukturiertheit vor.
7. Der Zusammenhang der Sequenzen – ob nun Erzählungen, Argumentationen oder Beschreibungen – einer biographischen Selbstpräsentation ist ein gestalthafter.“

Rosenthals Konzepte des erlebten und erzählten Lebens beruhen auf dem phänomenologischen Verhältnis zwischen Noema (Darbietung des Lebens) und Noesis (Zuwendung zum Leben) (Rosenthal 1995: 20, 2011: 180). Rosenthal hält hierzu fest:

„Die erlebte Lebensgeschichte kann weder als ein sich konstant darbietendes Objekt verstanden werden, das je nach Perspektive und Stimmung von Autobiographen unterschiedlich erinnert und präsentiert wird, noch als ein durch die Zuwendung beliebig konstruierbares Objekt. Ich vertrete vielmehr die Annahme: Die erzählte Lebensgeschichte konstituiert sich wechselseitig aus dem sich dem Bewusstsein in der Erlebenssituation Darbietenden (Wahrnehmungsnoema) und dem Akt der Wahrnehmung (Noesis), aus den aus dem Gedächtnis vorstellig werdenden und gestalthaft sedimentierten Erlebnissen (Erinnerungsnoemata) und dem Akt der Zuwendung in Gegenwart des Erzählens. Erlebte und erzählte Lebensgeschichte stehen in einem sich wechselseitig konstituierendes Verhältnis“ (Rosenthal 1995: 20).

Erzählungen sind demnach über die Vergangenheit an die Gegenwart des Erzählens gebunden. Der Rückblick auf Vergangenes wird von der aktuellen Lebenssituation bestimmt bzw. lässt eine jeweils spezifische Vergangenheit entstehen (Rosenthal 2011: 179). Die Gegenwartsperspektive beeinflusst dabei „die Auswahl der Erinnerungen, die temporalen und thematischen Verknüpfungen von Erinnerungen und die Art der Darbietung der erinnerten Erlebnisse“ (Rosenthal 2011: 180). In Anlehnung an Gurwitsch (1974) spricht Rosenthal in diesem Zusammenhang vom „thematischen Feld“<sup>10</sup>, dem man sich in der Gegenwart zuwendet (Rosenthal 2011: 180; 1995: 50). Damit wird „zumindest eine partielle Annäherung an die Gestaltungsprozesse in der Vergangenheit und den aus ihnen erwachsenen Perspektiven in der Strukturierung von Erlebnissen und Erfahrungen“ ermöglicht (Breckner 2009: 136).

Eine wesentliche Annahme innerhalb der Biographieforschung besteht nun darin, dass Biographien sich „in Form narrativer Darstellungen relevanter Erlebnis- und Erfahrungszusammenhänge mit Bezug auf das eigene Leben entfalten“ (Breckner 2009: 127). Erzählung wird dabei „als die zentrale Form der Erfahrungsorganisation gesehen. Erzählungen organisieren, verarbeiten und konstituieren Temporalität. [...]“

10 Vgl. Kapitel 4.11.3.

Narrationen werden der Prozesshaftigkeit jeglicher Erfahrung nicht nur gerecht, sondern sie gestalten diese im Wesentlichen“ (Breckner 2009: 128). Infolgedessen ist die narrative Struktur von Biographien, so argumentiert die Soziologin Roswitha Beckner weiter, nicht nur methodologisch, sondern auch theoretisch die zentrale Basis. In biographischen Erzählungen, so kann festgehalten werden, wird das gelebte Leben zu einer spezifischen Gestalt geformt (ebd.: 128). Wie weiter oben deutlich wurde, ist für die Konstitution einer Biographie der Begriff der Erfahrung wichtig. Das Aufschieben von Erfahrungen ist keine bloße Addition, sondern wird ständig neu interpretiert und überprüft. Die Vergangenheit ist „geschmeidig, biegsam und dauernd im Fluss für unser Bewusstsein, je nachdem wie die Erinnerung sie umdeutet und neu auslegt, was sich ereignet hat“ (Berger 1977, zit.n. Hoerning 2000: 6). Hoerning merkt an, dass Erfahrungen den Verlauf der Lebensgeschichte steuern, aber gleichzeitig sind sie auch Handlungsressourcen, um neue Handlungssituationen zu strukturieren und zu bewältigen (ebd.: 6). Durch die Irritationen ihres Lebensplans entwickeln Menschen eine „dialektische Beziehung zwischen Bruch und Kontinuität (Bude 1992, zit.n. Hoerning 2000:6), die einerseits das Gelebte bewahrt, andererseits jedoch eben dieses Gelebte so transformiert oder verwandelt, dass es in die ‚neue‘ Zeit hineinpasst“ (ebd.: 6). Und selbst für „radikale persönliche Um- und Neuorientierungen oder historisch-politische Ereignisse von grosser Tragweite“ gibt es „latente, aber auch offene, kollektive und individuelle Vorstellungen darüber, wie Eingriffe in die Biographie bewältigt werden“ (ebd.: 6). Unter Bewältigung versteht Hoerning (2000: 6), die Fakten des Lebens neu zu ordnen und zu verorten, die Biographie neu zu verankern. Solche Neuordnungen stellen nicht nur formale Prozeduren des Neu- oder Umbenennens dar, sondern dahinter befinden sich Abschiede von Vertrautem und das Bewältigen des Abschieds. Hier wird der Habitusbegriff aufgegriffen, der diese Veränderungen durch seine soziale Strukturiertheit zu fassen versucht: „Erfahrungen als biographische Ressourcen objektivieren die Lebensgeschichte als Geschichte, und sie zeigen den individuellen Habitus als Produkt der sozialen Strukturen“ (Hoerning 2000: 6).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Biographien

„als sinngebende Ordnungen von kontingenten Erlebnissen und Erfahrungen in der zeitlichen Dimension der Lebensgeschichte verstanden werden, die die Person sowohl auf gesellschaftliche Erfordernisse hin als auch in der Verarbeitung von individuell Erlebtem und Erfahrenem strukturiert. In den hierdurch entstehenden Erfahrungszusammenhängen wird Kontinuität und Konsistenz hergestellt, indem Diskontinuitätslebnisse und Widersprüche in einem präsentierbaren und kommunizierbaren Zusammenhang gebracht werden. Es sind also Kommunikationsprozesse, die Biographien in verschiedenen Kontexten zu unterschiedlichen Zeiten in unterschiedlichen Formen in mehr oder weniger offen strukturierten Interaktionssituationen immer wieder von neuem hervorbringen. Somit können durch Reinterpretationen und Prozesse des ‚Umschreibens‘ (Fischer-Rosenthal 1995) schon ‚gemachter‘ biographischer Erfahrungen und Handlungsorientierungen neue Orientierungen und Bedeutungszusammenhänge entstehen“ (Beckner 2009: 123-124).

Die zentrale Frage, die sich im Anschluss an diese Überlegungen stellt, ist jene nach dem Verhältnis von Erlebnis, Erinnerung und Erzählung. Rosenthal zeigt eine Dialektik zwischen Erlebnis – Erinnerung – Erzählung auf:

„Die dialektische Beziehung zwischen Erleben, Erinnern und Erzählen bedeutet also unter anderem: Die in der Vergangenheit liegenden Erlebnisse können sich dem Biographen in der Gegenwart des Erinnerns und Erzählens nicht darbieten, wie sie erlebt wurden, sondern nur im Wie ihrer Darbietung, d.h. nur im Wechselverhältnis zwischen dem sich in der Gegenwart der Erzählung Darbietenden und dem Gemeinten. Doch nicht nur die Erzählsituation konstituiert die im Erzähl- und Erinnerungsprozess vorstellig werdende Erfahrung, sondern auch das aus dem Gedächtnis vorstellig werdende Erinnerungsnoema gibt bereits eine Strukturiertheit vor. Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen verweisen also sowohl auf das heutige Leben mit dieser Vergangenheit als auch auf das damalige Erleben. Ebenso wie sich das Vergangene aus der Gegenwart und der antizipierten Zukunft konstituiert, entsteht die Gegenwart aus dem Vergangenen und dem anvisierten Zukünftigen. Und so geben biographische Erzählungen sowohl Auskunft über die Gegenwart der/des Erzählenden als auch über deren/dessen Vergangenheit und deren/dessen Zukunftsperspektive“ (Rosenthal 2011: 181).

Inwiefern sich die biographische Vergangenheit in der Gegenwart der Erzählung manifestiert, hat vor allem Fritz Schütze (1981; 1984) sorgfältig herausgearbeitet. Schütze konnte in seinen Analysen einen Zusammenhang zwischen Erzählstrukturen und Erlebensstrukturen, zwischen Strukturen der Erfahrungsaufschichtung<sup>11</sup> und des Erzählaufbaus zeigen, was keineswegs eine Homologie von Erzähltem und Erlebtem impliziert (Rosenthal 1995: 17). Rosenthal betont in diesem Kontext, auch wenn Erzählungen diejenige Textsorte ist, die dem Erlebten am Nächsten kommt, so dürfe dies nicht mit einer Homologie zwischen dem Erzählten und Erlebten verwechselt werden (Rosenthal 2010: 197). Schütze hält hierzu fest:

„Der lebensgeschichtliche Erfahrungsstrom wird in erster Linie ‚analog‘ durch Homologien des aktuellen Erzählstroms mit dem Strom der ehemaligen Erfahrungen im Lebensablauf wiedergegeben und erst sekundär ‚digital‘ durch unterstützende Resymbolisierungen des Erfahrungsablaufs vermittels abstrakter Kategorien und Prädikate dargestellt, die allgemeine Phasierungsmerkmale zuschreiben“ (Schütze 1984: 78-79).

Das hier angesprochene Verhältnis von Text und Wirklichkeit ist jedoch höchst umstritten. Die Homologieannahme, also die Annahme einer Korrespondenz zwischen Erzählstrukturen und Erlebensstrukturen, löste zunächst kontroverse Diskussionen aus (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997b: 411). Diese Annahme wurde unter dem Begriff „Homologiethese“ insbesondere von Bude (1985), Nassehi (1994) sowie Nassehi und Saake (2002) kritisiert, aber auch von verschiedenen Seiten verteidigt. Heinz Bude kritisiert etwa, dass die Annahme „abbildgetreue[r] Rekapitulation der vergangenen Erfahrungen“ (Bude 1985: 332), als die Schütze die autobiographische Stegreiferzählung beschreibt, als erkenntnistheoretisch naiv anzusehen sei. Auch Kokemohr und Koller wenden sich gegen die Homologiethese von Schütze. Sie merken an, dass die Annahme einer Homologie von erzähltem und erlebtem Leben die Tatsache unterschätzt, „dass auch Erzählungen kein unmittelbares Abbild der vergangenen Erfahrungen liefern, sondern vielmehr die (Re-)Konstruktion einer Lebensgeschichte aus der jeweils aktuellen Perspektive des Erzählers darstellen“ (Kokemohr und Koller 1995:

11 Vgl. Kapitel 4.10.

93). Schütze geht allerdings keineswegs, wie von Bude unterstellt, von einer Homologie von Erfahrung und Erzählung aus, sondern führt die Struktur der biographischen Erzählung „auf die Struktur der wiedererinnerten lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung“ zurück (Rosenthal 1995: 132). Auch Bettina Dausien vertritt die Ansicht, dass es sich bei der Homologietheorie des Ansatzes von Schütze um einen Scheinkonflikt handele. Sie verweist darauf, die von Schütze dargelegte Homologie beziehe sich nicht auf ein Verständnis der abbildgetreuen Darstellung dessen, „was“ ich erlebt habe, sondern vielmehr auf die Gemeinsamkeit der „Konstruktionsregeln“, mit denen sich sowohl das Erleben als auch das Erzählen des erinnerten Erlebens vollziehen. Infolgedessen ist die Idee der Konstruktivität auch in der Schütze'schen Konzeption der Homologietheorie angelegt (Dausien 1996: 112-113). Fischer-Rosenthal und Rosenthal betonen, auch wenn Budes Kritik an der Homologietheorie über das Ziel hinausschoss, sie aber doch darauf aufmerksam machte, dass „biographische Forschung immer dann naiv vorgeht, wenn sie den Text mit der gelebten Wirklichkeit verwechselt“ (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997b: 411).

Nachfolgend gehe ich auf Schützes Konzept der Prozessstrukturen des Lebensablaufs ein, das helfen soll, „die zeitlich geordnete wechselseitige Durchdringung ‚sozialer‘ und ‚subjektiver‘ Prozesse“ zu erfassen (Schütze 1981: 94). Mit der Kategorie der Prozessstrukturen des Lebensablaufs bietet die Biographieforschung ein differenzierteres Analyseinstrumentarium für die Untersuchung von biographischen Prozessen an.

### 3.5 Prozessstrukturen des Lebensablaufs

Entscheidend für den Stellenwert der Prozessabläufe in der Lebensgeschichte ist die Erfahrungshaltung, die die BiographieträgerInnen den dargestellten Ereignissen gegenüber einnehmen (Schütze 1984: 92). Schütze betrachtet eine Lebensgeschichte als „eine sequentiell geordnete Abfolge grösserer und kleinerer in sich sequentiell<sup>12</sup> geordneter Prozessstrukturen“, die durch eine autobiographische Stegreiferzählung<sup>13</sup>, wie sie in narrativen Interviews zum Ausdruck kommt, hervorgehoben und aufrecht erhalten werden kann (Schütze 1981: 132). Der Soziologe unterscheidet vier grundsätzliche Arten der Haltung gegenüber lebensgeschichtlichen Erlebnissen: 1. Biographische Handlungsschemata, 2. Institutionelle Ablaufmuster, 3. Verlaufskurven und 4. Wandlungsprozesse (Schütze 1984: 92). Die vier Prozessstrukturen des Lebensablaufs sollen im Folgenden kurz skizziert werden:

1. Biographische Handlungsschemata: Sie stehen für das intentionale Prinzip des Lebensablaufs (Schütze 1981: 145). Biographische Handlungsschemata können geplant sein, und der Erfahrungsablauf besteht dann in dem erfolgreichen oder erfolglosen Versuch, sie zu verwirklichen (Schütze 1984: 92). Schütze zählt eine Vielzahl von Unterphänomenen auf, die er der handlungsschematischen Prozessstruktur zuteilt. Dar-

12 Mit sequentiell ist gemeint, dass einzelne Textpassagen entsprechend ihrer sequentiellen Gestalt, also in der Abfolge ihres Entstehens, feinanalytisch interpretiert werden (Rosenthal 2011: 186).

13 Stegreiferzählungen sind nach Harry Hermanns „spontane Erzählungen, die nicht durch Vorbereitungen oder standardisierte Versionen einer wiederholt erzählten Geschichte vorgeprägt oder vorgeplant sind, sondern aufgrund eines besonderen Anlasses aus dem Stand heraus erzählt werden“ (Hermanns 1991: 183).

unter gehören z.B. biographische Entwürfe, die entweder „als sozial bereits vorgeprägtes Ablaufmuster“ ergriffen werden können oder „einen individuell geschöpften Lebensplan“ formulieren (Schütze 1981: 75). Als weitere Untertypen benennt er biographische Initiativen zur Änderung der Lebenssituation; episodales Handlungsschemata des Erlebens von Neuem mit nachträglicher biographischer Relevanz; situative Bearbeitungs- und Kontrollschemas von biographischer Relevanz sowie Handlungsschemata markierter biographischer Irrelevanz (Phasen des biographischen „time off“ wie des Freisemesters vor dem Berufsantritt) (Schütze 1981: 76-81).

2. Institutionelle Ablaufmuster: Sie können als gesellschaftlicher oder organisatorischer Erwartungsfahrplan von den BiographInnen erwartet sein, und der Erfahrungsablauf besteht in der rechtzeitigen, beschleunigten, verzögerten, behinderten, gescheiterten Abwicklung der einzelnen Erwartungsschritte (Schütze 1984: 92). Schütze unterscheidet drei Gruppen normativ-institutioneller Ablaufmuster: 1. Lebens- und familienzyklische Ablaufmuster (die sich beispielsweise auf die Realisierung von Lebensphasen wie Schulzeit, Pubertät, Adoleszenz, Partnerschaft, Familiengründung usw. beziehen); 2. Ausbildungs- und Berufskarriere; 3. Lebensgeschichtlich besondere Karrierengänge (wie etwa die nebenberufliche Karriere als PolitikerIn), die jedoch eher in einem bestimmten Umfeld Erwartungsdruck erzeugen. Die BiographieträgerInnen sind normativen Erwartungen zum Vollzug bestimmter Phasen und Einschnitte des Lebensablaufs ausgesetzt, die in ihren Vollzügen grösstenteils routiniert ablaufen und weniger biographisch thematisiert werden (z.B. Schulbesuch), ausser, sie werden als problematisch empfunden (wie etwa die Fremdbestimmung bei der Berufswahl durch die Eltern) (Schütze 1981: 138-139). Institutionelle Ablaufmuster und -erwartungen des Lebensablaufs stellen das normativ-versachlichte Prinzip des Lebenslaufs dar (Schütze 1981: 145).

3. Verlaufskurven: Sie repräsentieren das Prinzip des Getriebenwerdens (Prozesse des Erleidens) durch sozial-strukturelle und äusserlich-schicksalhafte Bedingungen der Existenz (Schütze 1981: 145). Das Konzept der Verlaufskurve (engl. „trajectory“) wurde von Anselm L. Strauss und Barney G. Glaser (1970) ursprünglich für die Analyse von „Patientenkarrieren“ entwickelt. Die Soziologen Strauss und Glaser untersuchten mit Hilfe lebensgeschichtlicher Erzählungen die komplexen Bedingungen von Krankheitserleidensprozessen, insbesondere von Menschen, die chronisch krank waren und im Sterben lagen, im Zusammenhang mit der professionellen Arbeit von Krankenpflegenden und ÄrztInnen (Glaser und Strauss 1968; Strauss und Glaser 1970). Als Verlaufskurven sind „Phasen menschlichen Lebens zu beschreiben, in denen Subjekte nicht mehr intentional handeln können, sondern in übermächtigen institutionellen Abläufen gleichsam ‚gelebt‘, ‚prozessiert‘, ‚behandelt‘ werden“ (Glaser und Strauss 1970, zit.n. Apitsch 2000: 103). Glaser und Strauss legten eine Basis für ein grundlagentheoretisches Konzept, das, laut Schütze: „die interaktiven und biographischen Entfaltungsmechanismen des Erleidens und seiner Veränderungswirkungen auf die Identität des oder der Betroffenen theoretisch-konzeptionell auszubuchstabieren erlaubt“ (Schütze 2006: 212). Schütze griff dieses Konzept auf und konkretisierte das Verlaufskonzept in den Prozessstrukturen des Lebensablaufs für die Biographieforschung weiter. Verlaufskurven sind laut Schütze (1984) als Prozesse zu verstehen, in denen lebensgeschichtliche Erlebnisse übermächtig werden, auf die die BiographieträgerInnen nur noch reagieren können, „um mühsam einen labilen Gleichgewicht-

zustand der alltäglichen Lebensgestaltung zurückzugewinnen“ (Schütze 1984: 92). Der Soziologe schreibt zum Konzept Verlaufskurve folgendes:

„Der soziale und biographische Prozess der Verlaufskurve ist durch Erfahrungen immer schmerzhafter und auswegloser werdenden Erleidens gekennzeichnet: die Betroffenen vermögen nicht mehr aktiv zu handeln, sondern sie sind durch als übermächtig erlebte Ereignisse und deren Rahmenbedingungen getrieben und zu rein reaktiven Verhaltensweisen gezwungen. Im Laufe der verhängnisvollen Verkettung von Ereignissen werden sich die Akteure untereinander und auch sich selbst gegenüber fremd [...]. Das Vertrauen in die Tragfähigkeit der gemeinsamen Lebensarrangements (z.B. als Familie, als Freundschafts-Netzwerk) und in die gemeinsame Zukunft geht verloren. Die Betroffenen reagieren auf die immer wieder eintretenden widrigen Ereignisse von Mal zu Mal unangemessener [...], und diese eigenen Aktivitätsbeiträge der Betroffenen verschärfen noch die Erleidens-, Niedergangs- und Auflösungsmechanismen der Verlaufskurve. Das Verhängnis nimmt jetzt einen quasi automatischen Verlauf; es ist für die Betroffenen überhaupt nicht mehr vorstellbar, dass der Gang der Ereignisse von ihnen beeinflusst oder gar kontrolliert werden könnte; und folglich werden sie in ihren Lebensorientierungen immer mutloser und ihren Lebensaktivitäten immer passiver“ (Schütze 2006: 212-213).

Das Verlaufskurvenkonzept fokussiert somit auf Leidensprozesse und auf die Veränderungswirkungen der Identität der Betroffenen (Schütze 2006: 212). Die Erlebnisse, die den Individuen widerfahren, werden als auf sie einstürzende Ereignisse wahrgenommen. Die erzählende Person richtet dann ihre „Orientierungs- und Aktivitätsaufmerksamkeit in starrer Weise auf Probleme der unmittelbaren Lebensbewältigung aus, [...] und verliert dabei den Überblick über das gesamte Aktivitätstableau“ (Schütze 1981: 89). Für Schütze (2006: 213) ist das Konzept der Verlaufskurve das Pendant zur Kategorie des biographischen (bzw. auch interaktiven) Handlungsschemas. Damit ist gemeint, dass es nicht um das intentionale Hervorbringen von Handlung geht, sondern um konditionelle Gesteuertheit (Schütze 1981: 89-90). Konditionell heisst – die BiographInnen erfahren die Ereignisse nicht in Form intentionaler, willentlich zugänglicher Orientierungsbestände, sondern diese treten ihnen von aussen ausgelöst gegenüber (Schütze 1981: 145-146).

Obwohl Verlaufskurven des Erleidens Prozesse wiedergeben, die dem Individuum als ungeordnet gegenüber treten, weisen sie eine „in Grundelementen immer wiederkehrende sequentielle Ordnung auf“ (Schütze 1981: 90). Das bedeutet, dass sich ein grundlegendes Muster, eine Ablaufstruktur, identifizieren lässt. Diese Struktur ist dadurch gekennzeichnet, dass Ereignisse sehr dicht aufeinander folgen und miteinander verkettet sind (Schütze 1981: 90). Schütze entwickelte folgende Stadien und Mechanismen der Entfaltung von Verlaufskurven: 1. Allmählicher Aufbau eines Bedingungsrahmens für das Wirksamwerden einer Verlaufskurve, das so genannte Verlaufskurvenpotential; 2. Plötzliche Grenzüberschreitung des Wirksamwerdens dieses Verlaufskurvenpotentials in dem Sinne, dass die Betroffenen ihren Lebensalltag nicht mehr handlungsschematisch gestalten können. Erfahrungen des Schocks und der Desorientierung herrschen vor; 3. Versuch des Aufbaus eines labilen Gleichgewichts der Alltagsbewältigung; 4. Die fehlende, mangelnde oder auch misslingende Bearbeitung des Bedingungsrahmens für die Erleidenverlaufskurve kann dazu füh-

ren, dass es zur Entstabilisierung des labilen Gleichgewichts der Alltagsbewältigung („Trudeln“) kommt; 5. Schliesslich folgt der Zusammenbruch der Alltagsorganisation und der Selbstorientierung; 6. Darauf folgen Versuche der theoretischen Verarbeitung des Orientierungszusammenbruchs und der Verlaufskurve; 7. Schliesslich folgen praktische Versuche der Bearbeitung und Kontrolle der Verlaufskurve und/oder der Befreiung aus ihren Fesseln (Schütze 2006: 215-216). Das bedeutet nicht, dass die BiographieträgerInnen alle diese Stadien durchlaufen müssen, nur ist jeder Versuch der Betroffenen, der Verlaufskurvenprozessoren oder der Verlaufskurvendritten (Angehörige, FreundInnen), den Verlaufskurvenmechanismus zu unterbrechen, mit sozialen Kosten verbunden (Schütze 1981: 146).

Juliet M. Corbin und Anselm L. Strauss (1993; 2010) untersuchten ebenfalls auf der Grundlage des Verlaufskurvenkonzeptes, wie Menschen mit chronischer Krankheit und ihre PartnerInnen mit den mehrfachen Herausforderungen umgehen und wie sich die Krankheit auf ihr Leben auswirkt. Ihr zentrales Konzept der Verlaufskurve nimmt Bezug auf die physiologischen Phänomene eines Krankheitsverlaufes sowie auf die soziologischen Phänomene der Arbeit, die aufgrund der Krankheit notwendig ist, um den Verlauf der Krankheit zu kontrollieren oder zumindest zu gestalten.

„Zu den hier diskutierten verbundenen Subkonzepten gehören Verlaufskurvenphasen, Vorstellungen von Krankheitsverlauf und Arbeitsverlauf sowie Pläne für den Umgang mit der nahen und entfernteren Zukunft. Begleitet wird die Entwicklung der Verlaufskurve von unzähligen biographischen Konsequenzen, die wiederum bis zu einem gewissen Grad zurückwirken auf die Verlaufskurvenarbeit und die Krankheit selbst. Diese Konsequenzen beziehen sich z.B. auf das veränderte Verhältnis zwischen Körper, Selbst und dem Gefühl für biographische Zeit. In gewissem Masse ist der Körper nun beeinträchtigt oder im Zustand des Versagens, was sich folglich auf die sozialen Leistungen des Kranken und vielleicht sogar auf sein Erscheinungsbild auswirkt. Diese Störung in der Beziehung zu Körper und Selbst hat ihre Entsprechung in vielen biographischen Prozessen, auf die wir uns mit folgenden Konzepten beziehen: Kontextualisierung und Bewältigung der Krankheit, Wiederherstellung der Identität bzw. Neuentwurf der Biografie. Alle diese Prozesse erfordern eine Menge besonderer Arbeit, die wir als biographische Arbeit bezeichnen“ (Corbin und Strauss 2010: 18-19).

Corbin und Strauss (2010) machen einen deutlichen Unterschied zwischen einem Krankheitsverlauf und einer Krankheitsverlaufskurve (engl. „illness trajectory“):

„Krankheitsverlauf ist [...] sowohl ein Alltagsbegriff als auch ein Fachterminus. Dagegen bezieht sich Verlaufskurve nicht nur auf den physiologischen Ablauf einer [...] Krankheit, sondern auf die Gesamtorganisation der Arbeit, die in diesem Verlauf geleistet wird, und auf die Belastung derjenigen, die an dieser Arbeit und ihrer Organisation beteiligt sind. [...] Folglich ist der Krankheitsverlauf nur ein Aspekt bzw. ein Teil der Verlaufskurve, obzwar ein zentrales Merkmal“ (Corbin und Strauss 2010: 47-48).

Der Begriff Verlaufskurve verweist laut Corbin und Strauss (2010: 48) auf die aktive Rolle, die Menschen bei der Gestaltung des Verlaufs einer Krankheit einnehmen. Die Autoren (2010: 312) differenzieren innerhalb der Verlaufskurve unterschiedliche Verlaufskurvenphasen. Zu diesen zählen Phasen der Normalisierung (sich von einer

Krankheit erholen), stabile Phasen (das Gleichgewicht aufrechterhalten), instabile Phasen (das Gleichgewicht ist gestört), Phasen der Verschlechterung und Sterbephasen. Ein zentraler Aspekt der Verlaufskurve ist die Arbeit, die im Umgang mit der Krankheit geleistet werden muss. Die zu leistende Arbeit lässt sich dabei gemäss Corbin und Strauss (2010: 310) drei Arbeitslinien zuordnen: Krankheit, Alltag und Biographie. Um zu erklären, nach welchen Mechanismen diese Arbeit abläuft, berufen sich die Autoren auf das soziologische Konzept der Ausrichtung. Unter Ausrichtung verstehen sie einen Prozess, „in dem sich mit der Zeit Fehlausrichtungen einstellen können, die es notwendig machen, Neuausrichtungen zu etablieren“ (Corbin und Strauss 2010: 19).

Den in Verlaufskurven ablaufenden Prozess des Umkippens intentionaler Handlungen in eine Phase intensiven Leidens und scheinbarer Passivität, von externen Kräften überwältigt, von einem fatalen Schicksal getrieben und sich selbst entfremdet zu sein, analysierten Gerhard Riemann und Fritz Schütze u.a. am Phänomen der Migration (Riemann und Schütze 1991, zit.n. Apitsch 2000: 103). Das Verlaufskurvenkonzept bietet ausserdem gerade für das Leben mit eigenem, tiefgreifendem, nur schwer kontrollierbarem Erleiden wie etwa dem Leben mit einer psychischen Erkrankung sowie mit einer Drogen- oder Alkoholabhängigkeit – und auch für die Konstellationen der Ursachen dieses Erleidens – erhebliche analytische Klärungsmöglichkeiten (Schütze 2006: 217). Weitere Beispiele für Bedingungen, die in Verbindung mit anderen Faktoren Verlaufskurven des Erleidens im Leben der BiographieträgerInnen auslösen, sind chronische Krankheiten, das Verlassen-Werden von einer geliebten Person, der Verlust des Arbeitsplatzes, Fremdbestimmtheit, schulisches und berufliches Versagen (Schütze 1981: 147; Schütze 1983: 289).

4. Wandlungsprozesse: Die lebensgeschichtlich relevanten Ereignisse können auch in der Innenwelt der BiographieträgerInnen ihren Ursprung haben. Ihre Entfaltung ist im Gegensatz zum Handlungsschema überraschend, und die BiographInnen erfahren sie als systematische Veränderung ihrer Erlebnis- und Handlungsmöglichkeiten (Schütze 1984: 92). Die Wandlungsprozesse können von den BiographInnen im Prinzip nicht antizipiert werden. Die BiographieträgerInnen können sie aber nachträglich, nachdem sie bereits ihre Wirksamkeit entfaltet haben, als Ausschöpfung ihres Spontaneitäts- und Kreativitätspotential deuten (Schütze 1984: 94). Im Unterschied zu Verlaufskurven, die den Handlungsspielraum einer Person einschränken, entfaltet sich in Wandlungsprozessen ein kreatives Potential, das neue Möglichkeiten eröffnet: „Biographische Prozesse der Wandlung sind dadurch gekennzeichnet, dass die Betroffenen in sich selbst – mehr oder weniger verwundert – neue Kräfte feststellen, mit denen sie zuvor überhaupt nicht gerechnet haben“ (Schütze 2001: 142). Schütze spricht auch von Wandlungsprozessen im Zuge einer Umschichtung der lebensgeschichtlich-gegenwärtig dominanten Ordnungsstruktur im Lebensablauf (Schütze 1981: 103). Dies trifft beispielsweise dann zu, wenn es nach einem Orientierungszusammenbruch (im Zuge einer Verlaufskurvendynamik) zu einer biographischen Neuorientierung kommt.

Die vier dargestellten Haltungen der BiographInnen, die in der formalen und vergleichenden Analyse ganz unterschiedlicher Erzählungen entdeckt werden konnten, ziehen sich durch die Lebensgeschichte langfristig durch; sie ordnen systematisch Phasen der Lebensgeschichte unter generellen Erfahrungsprinzipien (Schütze 1984: 92).

In der vorliegenden Arbeit richte ich den Blick auf soziale und biographische Prozessabläufe von Frauen aus Lateinamerika, die im Kontext von Migration an einer Depression erkrankten. Das von Schütze entwickelte theoretische Gerüst des Konzeptes der Prozessstrukturen des Lebensablaufs stellt meines Erachtens ein geeignetes Instrument dar, um die wechselseitigen Bedingungen von sozialen und biographischen Prozessen im Migrationskontext herauszuarbeiten. Dabei dienen Schützes biographieanalytische Kategorien für Prozessstrukturen „nur“ als Orientierungshilfe und werden nicht dem empirischen Material übergestülpt (vgl. auch Riemann 1987: 29).

Nachdem in Teil 1 der theoretische Rahmen dieser Arbeit dargelegt wurde, möchte ich im folgenden zweiten Teil meine empirische Studie vorstellen. Ich beginne mit den Ausführungen zu dem methodologischen und methodischen Verfahren, an das sich zwei biographische Fallrekonstruktionen anschliessen.

